

Die Extraneer.

Humoreske von H. D. Gluth.

Sie waren ihrer vier: Kerfner, Ar- nim, Müller und Willow. Aus ver- schiedenen Gründen, theils verdächtig, theils harmloser Natur, hatten sie das Gymnasium nur bis zur Prima besucht und sich dann privatim für das Abitur- entenexamen vorbereiten lassen.

Kerfner, von den Anderen genannt der „Schriftsteller“, ein moderner Jüngling, der über Schiller seine aristokratische Nase schon höchst überlegen zu rümpfen verstand, hatte aus Gesundheitsrückichten das Gymnasium verlassen. Arnim, der Sohn eines sehr reichen Kaufmannes, liebte es, mit schwarzer Stimme von Pferden — er hatte gerade Keilschmied, — gesell- schaftlichen Verpflichtungen etc. zu re- den; seine Kameraden nannten ihn deshalb den „Schneidigen“. Nachdem er auf der „Penne“ bei der Verlesung nach Oberprima „gerastelt“ war, hatte er unmutig den Abschied genom- men; er glaubte fest, sein Ordinarius, der Sohn eines simplen Portiers, sei ein Sozialdemokrat und habe ihn aus Klaffenhaft „reingefahren“ lassen, de- „Beiseher!“ Müller hatte das Examen „bereits schon einmal beinahe“ bestan- den; da er aber in der mündlichen Prü- fung einen sehr hohen Kratzen angefaßt habe, sei der Schultath, der „Hilou“, gegen ihn vorgekommen gewesen und habe ihn durchfallen lassen. Wil- low endlich war zu der tödtlichen Ge- wisshheit gelangt, daß selbst der edele Pythagoras ihm auf der Schule die „verfluchte Mathematik“ nicht ein- trüßlich hätte. Sein mathematisches Unermögen war ein väterlicher Erb- fehler.

Das Provinzialschulcollegium hatte die vier Prüflinge zur Prüfung dem Gymnasium einer kleinen Stadt als Extraneer überwiesen; am Tage vor dem Examen sollte man sich pünktlich 12 Uhr dem Direktor vorstellen.

Einen Tag vor der Abreise hielten die in tödtlicher Erwartung Hangen- und Bangenden in einem Café eine Berathung ab. Unter anderem wurde über — die Toilettenfrage verhandelt. Arnim, der „Schneidige“, der sich ein- bildete, in allen Fragen des guten To- nes „au fait“ zu sein, machte mit nä- selnder Stimme die Bemerkung, es sei schädlich, im Gehrock schwarzen Schlit- z und weißen Handtaschen zu erscheinen. Müller nickte apathisch; er hatte Kopf- schmerzen und eine Heidenangst, vor der Prüfung noch die Influenza zu be- kommen, die damals sehr herrschte. Willow konnte um seine Meinung nicht befragt werden, denn er befand sich schon in H. . . Er hatte sich für die Tage der Prüfung beim „griechischen Professor“ in Pension gegeben in der Hoffnung, für die zehn Mark, die er täglich zu zahlen hatte, ein „Gut“ als Kompensation für Mathematik zu er- halten. So blieb denn nur noch Kerf- ner, der „Schriftsteller“, zu fragen übrig. Dieser liebte es, den stark düntelhaften „Schneidigen“ von Zeit zu Zeit durch die kleine Stiche aufzu- zeigen; so wollte er diesen jetzt dadurch ärgern, daß er sich noch mehr gentle- manlike zeigte als Jener. Er bewies daher in längerer Rede, daß es nöthig sei, sich vor den übrigen Extraneern, die alle „Bioten“ seien, auch durch ge- schmackvollere, feinere Kleidung aus- zuzeichnen und schloß:

„Frach, Cylinder, weißer Schlit- z und weiße Handtasche, nur so unter- scheidet man sich von den Anderen!“ Das war gewagt, denn er besaß selbst keinen Frach, ebenso wenig wie einen Cylinder.

„Selbstredend ist das feiner,“ meinte der „Schneidige“. „Ich glaube nur, die Herren — malitioser Seitenblick auf Kerfner — hätten nicht alle einen Frach.“ Dem „Schriftsteller“ wurde die Frachfrage unheimlich; er dachte, der Kerfner läßt sich am Ende einen baren, Wadenu, nachher war er der Blamir- te.“ Er hatte sich erst einen neuen Geh- rock anfertigen lassen. Und einen Frach borgen? Dagegen sträubte sich sein ästhetisches Empfinden. Man mußte diplomatisch verfahren. Er wies auf die „vordiluvianischen Er- zählungen der Rüssler“ in Bezug auf Kleidung hin und führte den Fall Müller, der wegen eines zu hohen Krat- zens durchgefallen sei, als Beweis an.

Diese Gründe wirkten auf den „Schneidigen“ um so mehr, als ihm der unliebame Kampf um den neuen Frach mit seinem jähren Alten dann erspart blieb.

Und nun entspann sich eine längere Fachsimpel.

Auf dem Bahnhof traf man sich; erwartungsvoll besah man ein Rupee- ritter Klasse. Arnim meinte zwar, es sei rathamer, schneller zu fahren, da es ihm einmal passiert sei, daß ihm Je- mand die Schnapsflasche — ah — an- gegeben habe; der „Schriftsteller“ ent- gegnete jedoch, das käme eben auf die Person an, niemand würde wagen, ihm — ah — die Schnapsflasche anzu- bieten.

Im Rupee sah nur noch ein Herr am rechten hinteren Fenster, in die Let- ztere einer Zeitung vertieft.

Man hatte nicht lange zu fahren, da das Städtchen, dessen Gymnasium die Drei zugehört waren, nur 1 1/2 Stun- den von der Hauptstadt entfernt lag. Während der Fahrt unterhielten sich

sich, was man den Tag über dort be- ginnen sollte, da das Examen ja erst am nächsten Tage stattfinden. Arnim meinte, er werde sich „nen Faul aus- pumpen und die Umjeder durdquere- ren.“ Müller äußerte Bedenken, ob dort überhaupt Pferde zu leihen seien, worauf Arnim sich in eine längere Schmähere über „das schauerhafte Nest“ erging. Er schloß pathetisch: „Eine Schmach ist es für einen Groß- hädter, in solch einem Drecksnest das Examen zu bestehen!“

„Oder auch nicht,“ meinte der „Schriftsteller“. Das verstärkte noch die gereizte Stimmung Arnims, der er erging sich in wenig schmeichelhaften Betrachtungen über das dortige Leh- rercollegium: Der Mathematiker sehe aus wie ein lyrischer Dichter um Mit- ternacht, der Direktor verträgle sich zu kämmen, und der Geschichtsprofessor sei der Typus eines faulen Schlem- mers. Als er mitten im Kratzen war, legte der „Schriftsteller“ plötzlich demon- strativ zwei Finger auf den Mund und schielte nach der Erde, in welcher der Herr noch immer die Zeitung las.

Arnim erblähte. Der „Schriftstel- ler“ neigte sich zu ihm und flüster- te ihm mit höhnischem Lächeln ins Ohr: „Es ist Dr. Pohl; ich kenne ihn. Er giebt in den untern Klassen Stun- den.“ — Arnim wurde erdbald; der „Schriftsteller“ quillte innerlich vor Vergnügen. Natürlich kannte er den Mann garnicht.

Ein unheimliches Schweigen er- folgte. Mit der Geschwindigkeit von 1/1000 Sekunde wählte Arnim fol- gende Gedanken in seinem lieben Ge- müthe: „Er hat alles gehört, wird alles wiedererzählen, und ich folle durch oder werde überhaupt zurückgewiesen.“ Dieser Gedanke lähmte ihn für mehrere Minuten. Am Gottes Willen was thun! Pöhllich stieß er zähne- klappernd, zu Kerfner gewandt, her- vor:

„Hinden Sie nicht auch, daß der Mathematiker geistvoll ausseh?“

„Auserordentlich!“

„Und wie wahrhaft vornehm der Direktor!“

„Durchaus!“ Müller, dem dies kleine Intermezzo entgangen war, da er, um sein Gedächtniß zu prüfen, die Kirchengüter rekapitulirte, sah erstaunt auf: „Aber, Mensch! Vorhin haben Sie doch so —“ Er kam nicht weiter, denn Arnim war, den Angstschweiß auf der Stirn, aufgesprungen und preßte ihm mit der rechten Hand den Mund zu. Dann näherte er dem Ohre des Mißhandelten seinen Mund und flü- sterte ängstlich: Ruhe! In der Erde sitzt Dr. Pohl!“

„Wer?“

„Dr. Pohl aus H. . .!“

„Alle Wetter!“ — Wieder trat eine dumpfe Pause ein, während welcher die beiden Prüflinge ängstliche Blicke auf den abnunglosen Zeitungsläser war- fen. — „Er sieht auch aus, wie in rich- tiger Rüsler!“ meinte Müller nase- rümpfend leise.

„Ich werde möglichst zuvorkommend gegen ihn sein,“ versichert sagt er dann nichts,“ schlüßte Ar- nim und setzte sich dem vermeint- lichen Doktor gegenüber, um ihm wie ein dressirter Jagdhund etwaige Wün- sche vom Gesicht zu lesen. Jener ließ jetzt die Zeitung sinken, knöpfte sich den Rock auf, blies in die Baden und pu- stete melodisch: „Puh!“

Für den auf der Lauer liegenden Arnim war dies ein Signal.

„Wünschen Sie, daß ich das Fenster öffne?“ fragte er aufschnellend.

„Bitte, Sie sind sehr liebenswür- dig!“ erwiderte Jener und vertiefte sich vom Neuen in sein Blatt, so daß er dem aufpassen Arnim sein Gesicht verbede.

Dieser setzte sich wieder zu seinen Ge- fährten und meinte erleichtert: „Er war ja sehr freundlich und scheint auf nicht- gehört zu haben.“ Nach einigen Minu- ten war man am Ziel. Alle erhoben sich, auch der Fremde. Arnim schneit- te zu ihm, hob seinen Koffer herab, öff- nete die Thür, sprang auf den Bahn- steig und überreichte dem städtisch Er- staunten dienend sein Gepä. Jener enterrichte sich dantend. Die drei Ex- traneer aber schlugen den Weg zum nahen Hotel ein.

Um zwölf Uhr machten sie dem „Al- ten“ ihren Besuch. Im Gymnasialge- bäude trafen sie auch mit Willow zu- sammen, der ihnen durch die Schilde- rung seiner Pension beim orisichischen Professor den Mund wässrig zu ma- chen suchte. Sein Zimmer sei ein Sa- lon, das Essen feubal: drei Gänge, die Bedienung werde von der reizenden Tochter des Herrn Professors in höchst eigener Person besorgt. Die „reizende Tochter“ war ein sehr spätes Mädchen mit spizer Nase, edigen Schultern so- wie großem Munde mit falschem Ge- biss.

Willow hatte indeß die Eiaenthüm- lichkeit aller genialen Jünglinge in ih- rer Primanerzeit, sich interessant ma- chen zu wollen. Zu diesem Zwecke er- zählte er auch noch, daß er ein „gang- reizendes Kind“ entdeckt habe, ihr ge- folgt sei und so ihre Adresse ausbal- dower habe, u. s. w. Bei diesem u. s. w. kniff er das rechte Auge zusammen und zog den Mundwinkel hoch, wobei er meinte, pilant und verführerisch aus- zusehen, in Wirklichkeit aber eine pla- stische Darstellung vollkommenerer Al- berheit darbot.

Der „Schriftsteller“ horchte auf. Hier war eine Gelegenheit — wie er es nannte —, „Studien zu machen“. Er

erkundigte sich genau nach Aussehen, Straße und Nummer von Billows en- deteter höherer Tochter und erklärte, daß er in sein Hotel gehen würde, um zu arbeiten. Sofort begrüßten die An- deren: „Streber, Willkür!“ Obwohl sie die feste Absicht hatten, den Tag und die Nacht hindurch noch blödsinnig zu büffeln.

So trennte man sich und Jeder ging zu seinen heimathlichen Penaten, in dumpfer Furcht vor dem morgigen Examen.

Die Thurmuhre schlug vom Kirch- thurm drei. Die Sonne schien auf den Wall, der sich um das Städtchen schlang. Auf dem Wall war die Pro- menade. Hier gingen besonders des Sonntags die ehrbaren Väter der Stadt, vor ihnen aber vielredende Frauen und sittsame Jungfrauen.

Heute nun war die Promenade ver- lassen, denn es war Wochentag und Jeder waltete seines Amtes. Auf einer Bank saß Kerfner, der „Schriftstel- ler“. Mit offenem Munde sah er da und schaute krampfhaft in das offene Fenster eines Hauses, das sich mit sei- ner Rückseite an die Wallpromenade lehnte. Es war das Haus, in dem „Sie“ wohnte, von der Willow gespro- chen, und das offene Fenster war das „ihres“ Zimmers. Er räusperte sich unartikulirt und hustete so laut, daß man einen Löwen brüllen zu hören meinte. Sie sah Kirchen, beachtete ihn aber nicht. Er piffte zwanzigmal die „Sänger von Finsterwalde“, bis ihm der Mund lahm war. Es half nichts. Pöhllich kam ihm eine Idee, er riß Blei- stift und Papier aus seiner Brieftasche und schrieb die innigen Verse:

„Du hohe Dame am Fenster, Du schönste aller Gespenster, Um stümp auf die Wiese ich gehe, O wärest Du doch in der Nähe!“

Diese Verse unterschrieb er mit sei- nem vollen Namen, that sie mit etwas Sand in ein Ruwert und warf dies zu ihrem Fenster hinein; dann ging er in sein Gasthaus zurück und besuchte sei- nen Freund Arnim auf dessen Zimmer. Arnim brüdete gerade über einer Horaz-Ode und hatte sich einseitig, damit ihn Niemand bei dieser ehren- rührigen Handlung überträte, Da- klopfte es. Erschrakt warf er Vater Horaz in die Schublade, ergriff einen Zolachin Roman, klappte ihn vor sich auf und öffnete die Thür. Kerfner be- richtete ihn Abenteuer, wobei er das- selbe in didaktischer Freiheit ausge- staltete und von „Händbedrücken“, Ver- abredungen“ etc. sprach. Zugleich for- derte er Arnim auf, mit auf die Wiese zu kommen, „er wolle ihn ihr vorle- sen.“

Arnim lehnte zuerst ab, indem er an die ominösen Lehrtage über die fünf regelmäßigen Polvere dachte, die er noch repetiren wollte, da schien ihm jedoch ein besonders pffiger Gedanke zu kommen und er sagte zu: „Also um fünf auf der Wiese?“

Kerfner begab sich in sein Zimmer zurück, um sich äußerlich auf das Ren- dezvous vorzubereiten. Als er im Be- griff war, dem Häuflein blonder Haar- spizen, das ihm an den Mundwinkel prangte, die Es-ist-erreicht-Stellung zu geben, warf er zufällig einen Blick durchs Fenster auf den Markt. Ver- dacht prallte er zurück: Das war sie ja — natürlich!

Mit zwei Händen den Rock aufra- send, stiefelte die Holde gerade über den Marktplatz in eine Querstraße hinein, die zum Wiesenweg führte. — „Sie ist gekommen, Donnerwetter!“ mummelte er, selbstgefällig lächelnd. Spornstreichs rannte er ihr nach.

„Mein Fräulein, ich danke Ihnen, daß Sie meinem Rufe Folge geleistet haben und —“

„Ihrem Rufe, mein Herr?“ erwiderte erstaunt die Schöne, indem sie sich ängstlich umsah.

„Nun ja, Sie haben meinen Brief doch durchgelesen?“

„Ihren Brief?“

„Den ich in Ihre Stube geworfen habe.“

„In meine Stube?“

Die Gesichtszüge der holden Klein- städterin brühten jetzt den Höhepunkt des Erstaunens aus. Die Stirn legte sich in Falten, die hochgezogenen Brauen verschwanden unter den Stirnhaaren, das Mündchen öffnete sich lieblich und das Stumpfnäschen schien sich zu rücken, um alle äußeren Einbrüche besser auf- nehmen zu können. Kerfner fand sie hinreißend; ihm selbst aber wurde et- was schweiß auf die Stirn und er stotterte verlegen: „Aber Sie — sahen — doch noch aus dem — Fenster?“

„Allerdings.“

„In Ihrer Stube?“

„Nein, in Papas Arbeitszimmer.“

„Wie?“ Der „Schriftsteller“ war völlig getnickt. In ängstlichem Tone rief er aus: „Dann hat also Ihr Herr Papa den Brief gefunden, den ich Ihnen durchs Fenster zu- warf. Entsetzlich!“ Er fuhr sich nach der Stirn. Der Holden schien jetzt eine Erleuchtung zu kommen, wenig- stens ließ die Veränderung ihres Ge- sichtsausdrucks, die diesen allerdings nicht geistreich erscheinen ließ, darauf schließen. Erröthend klappte sie:

„Einen Brief habe ich auf der Er- de am Fenster gefunden und —“

„Und?“ fragte ängstlich der „Schriftsteller“.

„Und ihn auf Papas Schreibmappe gelegt, damit er ihn gleich finden sollte.“

Kerfner lachte wohlberathend auf. Seine Dame aber stotterte verlegen: „Nun ja — ich — ich glaubte doch, er sei von Papas Schreibtisch gefallen.“ — „Und wer ist ihr Herr Vater?“ forschte der „Schriftsteller“ weiter. — „Professor Dr. Hiemann.“ — „Hiemann!“ Kerfner hatte es laut geru- fen; ihm wurde schwarz vor den Au- gen; endlich rang er mühsam hervor: „Doch nicht — der — der — Ohm — Ohm — Ohm —“

„Der Ohmzialdirektor, ja!“ er- gänzte die höhere Tochter.

Er war Herr. Sein Name stand unter dem Gedicht: Tableau!

Einige Minuten nach diesem verhei- sungsreichen Rendezvous sah man un- teren Gelbes die Wiesenpromenade ent- lang schleichen. Er hatte wenigstens noch zu erreichen vermocht, daß die fa- tale Maid sich bereit erklärte, gleich nach Hause zu gehen und den unheil- vollen Brief wegzunehmen, wenn er noch da lag.

„Ob er noch da ist?“ das war die Frage, die er unaufhörlich in seinem lieben Gemüthe wälzte. Jetzt nun suchte er den schneidigen Arnim, der ja um fünf auf der Wiese sein woll- te. Kerfner brauchte einen Menschen, dem er sein Pech mittheilen konnte. In tiefe Melancholie versunken, ging er dahin. Pöhllich hörte er in seiner Nähe Jemand höhnen. Er blickte auf und sah am Rande des Weges ein zu scheußlichem Klumpen gealltes, befaultes, zerrissenes Etwas: den schneidigen Arnim. Dieser hatte sich, um möglichst großen Eindruck auf Kerfner und die Donna zu machen, ein- nen Gaul entliehen, der ihn in unüber- windliche Antipathie eben abgeworfen hatte und augenblicklich in ziemlicher Entfernung dahingaloppirte.

Arnim war unvertehrt, nur hatte er Angst, daß der Gaul an einen Baum renne und sich die „Hirnschale einschla- ge“, worauf er ihn dann bezahlen müßte.

Nachdem dieser Ritter sich von der Erde gesammelt hatte, gingen Beide, sich ihre Erlebnisse erzählend, nach Hause, besetzt von dem Gefühl, das Schelenspeare ausdrückt, wenn er sagt: „Das Leben ist so schaal wie'n altes Märchen.“

Aber Fortuna war milde mit diesen genialen Jünglingen. Der Brief wurde vom holden Töchterlein des ge- strengen Herrn Direktors noch rechtzei- tig gefunden, und sie schloß ihn in ihr „Geheimfach“; die edle Stute Ar- nim's rannte sich wieder die Hirnschale ein noch einen Akt in den Leib, son- dern wurde gesund und munter einge- liefert, und die Extraneer bestanden auch sämmtlich am nächsten Tage ihr — Examen.

Vetter Gustav.

Von P. Arenberg.

Er lebte lustig in den Tag hinein, und betrachtete die Welt als eine große Vergnügungsanstalt. Er war reich und brauchte nicht wie seine Kollegen — er hatte das Baufach studirt — zu arbeiten und sich den Kopf über den Bau von Häusern und ähnlichen nützlichen Instituten zu zerbrechen. Hatte er also nicht alle Veranlassung, das Leben in vollen Zügen zu genießen? Er wurde von aller Welt verhätschelt, er war der erklärte Liebling der vornehmen Ge- sellschaft und ein besonders kostbares In- dividuum in den Augen aller Mütter heirathsfähiger Töchter. Sie hätte auch nicht viel gefehlt, so hätte man ihn mit der Tochter des Geheimraths Pix ver- heirathet. Aber nein, zum Glück hatte er sich noch zu guter Letzt aus der Schlinge gezogen. Er als Ehemann — man denke! Um Gottes Willen, nur nicht! Was sollte er denn mit einer Frau? So was wird ja auf die Dauer lang- weilig. Konnte er es denn besser haben als jetzt? Eine elegante, mollige Jung- gesellenwohnung, eine Wirthschafterin, die die vorzüglichsten Diners herzurich- ten verstand, Freunde und Freundinnen in Hülle und Fülle, ein monatlicher Wechsel von 1500 Mark — Du lieber Gott, so lebte sich's doch ganz erträglich. Was hat man denn von der Ehe? Doch nur unangenehme Pflichten und Ein- schränkungen.

Es war ihm daher nicht wenig pein- lich, als sich eines Tages seine Tante nebst Tochter zum Besuch bei ihm am- belden. Na, das schloß noch, daß die nach Berlin kommen! Und gerade jetzt, mitten im schönsten Vergnügen! Nun konnte er die alte Dame, die sich immer so piebisch kleidete und so laut be- nahm, an seinem Arm durch die Stadt schleppen, in die Oper führen u. s. w., u. s. w. Schöne Bescherung! Und die Kleine, seine Cousine? Ach ja, die wurde jetzt ein ganz nichtliches Mädel ge- worden sein, hm, ganz niedlich. Na, wenigstens ein kleiner Ertrag für die Qual mit der Tante. Im Uebrigen aber war das doch eine recht fatale Geschichte! Jetzt stand er gerade in bester Position bei der neuen Primadonna vom Oper- tentheater, nur noch eine kleine Bemü- hung, und die Zahl seiner Freundinnen würde wiederum um eine erhöht werden. Nun mußten die ihm dazwi- schen kommen! Donnerwetter ja . . .

Rein, das ging nicht. Die Weiden mußte er sich abwimmeln. Am einfachsten war es wohl, wenn er sich verlegen ließe. Er wäre verzeiht, oder so etwas Aehn- liches . . .

Die Tante war aber schneller, als seine Berechnungen. Ehe er sich dessen

versch, war sie da, stand in seinem Sa- lon und streckte ihm mit der liebenswür- digsten Miene beide Hände entgegen. Und da war auch die Cousine. Das war ja ein ganz allerliebtestes Mädchen ge- worden, Donnerwetter, ja!

„Tag, Käthe!“ sagte er, drückte ihr fest die Hand und beugte sich zu ihr her- ab, um sie wie früher zu küssen.

Aber da fuhr die Tante vom Sessel, auf dem sie es sich bequem gemacht hatte, in die Höhe, stürzte auf das junge Mäd- chen zu, riß es an sich und sagte in höch- ster Empörung:

„Erlaube mal, lieber Gustav! Du denkst wohl, Käthe ist noch immer ein Kind? Da irrst Du Dich! Sie ist jetzt eine erwachsene Dame, und Du hast ihr mit allem gesellschaftlichen Respekt entgegenzukommen, verstehst Du?“

„Jawohl, er verstand vollkommen, die liebe Tante möge sich nur nicht aufre- gen. Er würde ja wohl wissen, wie er sich gegen eine so reizende, junge Dame zu betragen habe. — Im Stillen wünschte er die alte Dame zu allen Zeu- seln.“

Käthe stand da, verwirrt und erregt, und wußte nicht, was sie sagen sollte. Der Gustav war doch wirklich ein son- derbarer Mensch geworden. Wie er sie ansah, nein, da konnte einem ja angst und bange werden . . .

Nachdem Gustav seinen hohen Besuch in die für ihn hergerichteten Zimmer ge- führt hatte, gab er seiner Wirthschafterin einige Anweisungen für die Abend- tafel und zog sich zurück, um Toilette zu machen.

Es war ihm doch plötzlich ganz son- derbar zu Muth geworden. Was die Käthe für ein schönes, stattliches Mädel geworden war! Wenn sie nur nicht so ernst und gefest wäre!

Zum Abendessen erschien Käthe in ei- nem weißen, die Tante in einem knall- rothen Kleide. Letztere, eine Klein- städterin von edstem Schrot und Korn, sprach den Speisen eifrig zu, plapperte unaufhörlich und unterzog den guten Gustav schleunigst eines längeren Ver- hörs über seine Lebensweise.

„Ach, weilt Du, Tante!“ sagte er, „reden wir doch lieber von etwas an- dem, ja?“

„Aha, meine Junge ist Dir wohl un- angenehm, wie? Hilft Dir aber nichts.“ Dabei gerach sie die Schale eines Summers und führte dessen Fleisch mit großer Schnelligkeit und mit noch grö- ßerem Behagen zum Munde.

Das junge Mädchen war durch dieses Thema sehr unangenehm berührt, au- ßerdem hatte sie das unbewußte Ver- langen, ihren Vetter in Schuß zu neh- men.

Nach einigem Bemühen gelang es Käthe, die Mama zu befänstigen, und so verließ die Mahlzeit ohne weitere Fährlichkeiten.

In den nächsten Tagen mußte nun Gustav seine Verdiensten mit dem Strudel der neuesten Berliner Vergnü- gungen bekannt machen, wobei er eine gute Orientirungsgabe zeigte. Er that dies mit sehr gemischten Gefühlen. Die Tante, so gefand er sich offen, war ihm einfach ein Grauel. Das junge Mäd- chendes Gefühl der Zuneigung ein und machte ihm das Zusammensein mit ihr zu einer bisher noch nicht gekannten Lust.

Eines Nachmittags sah er mit Käthe allein in seinem Salon. Das Gespräch wurde allmählich langsamer und leiser, bis es schließlich stochte. Nun betrach- tete er sie mit stummem Entzücken. Sie fühlte seine Blicke auf ihrem Körper ruhen, und eine heiße Blutwelle krieg ihn in die Wangen. Je größer ihre Ver- legenheit wurde, desto schöner, desto reizvoller erschien sie ihm.

„Sag mal, Käthechen,“ begann er zärtlich, „was hast Du denn? Du bist ja so entsetzlich schüchtern. So warst Du doch früher nicht?“

„D — durchaus nicht. — Ich weiß selbst nicht — verzeih.“ Sie hob lang- sam den Kopf, und ihre Augen landten ihm unter den feidenen Wimpern her- vor einen halb innigen, halb verwirr- ten Blick.

Er rückte seinen Sessel an den ihri- gen heran und ergriff ihre Hand. Er hielt sie fest, er liebte sie, er liebte sie, er liebte sie. Der holde Liebreiz, der sie um- strahlte, verlegte ihn in einen Zustand seligen Entzückens. Und sie, sie em- pfand ahnend, daß dieser Mann für sie bestimmt war, trotzdem sie nicht daran glauben wollte.

„Sag mal, Käthe,“ unterbrach er endlich das Schweigen, „bist Du mir noch so gut — so wie früher?“

Sie lächelte freundlich und sagte im Tone stiller Herzlichkeit:

„Gewiß, Gustav, ich bin Dir noch ebenso gut wie früher, als wir noch Kinder waren —“

„Aber anders bist Du doch gewor- den, das kannst Du doch nicht leugnen; so jagst, so zurückhaltend, als ob wir gar nicht verwandt wären —?“ Und plötzlich plagte er heraus: „Kannst Du denn eigentlich noch küssen, Mädel- chen?“

Sie lachte leise auf, dann hielt sie ihm schnell ihr Mündchen hin und ließ sich gutwillig von ihm küssen.

Nun war der Bann, der zwischen ih- nen gelegen hatte, mit einem Mal ge- wichen.

„Poh Wetter ja, Käthe, wir waren doch rechte Esel, daß wir das nicht schon längst erlebt hätten.“

Sie erröthete und sah dabei reizend aus. Dann sagte sie:

„Darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Bitte, zwei sogar.“

„Scherze nur nicht, ich meine es sehr ernst. — Was arbeitest Du eigentlich?“ Diese Frage begleitete sie mit einem so eindringlichen Blick aus ihren gro- ßen, braunen Kinderaugen, daß er im ersten Augenblick wie gebannt war. Dann stand er auf und ging erregt im Zimmer umher.

„Fast war er ihr böse wegen dieser Frage. Und dennoch konnte er ihr nicht zürnen. Sie sah so rührend schön aus in ihrem weißen Kleide, ihre Augen hatten einen so eigenthümlichen, herzi- gen Ausdruck, und die Krone ihrer schwarzen Haarflechten verlei- cherte ihrem Gesicht einen Hauch ma- jestätischer Würde. Aber er war ärger- lich, daß so ein kleines Mädchen, das kaum den Kinderjahren entwachsen war, mit der soeben gestellten Frage an sein Selbstbewußtsein gerührt hätte.“

„Er trat auf sie zu und wollte ihr antworten. Aber da sah sie ihn wie- der mit ihrem vorwurfsvollen Kinder- blick an, daß er verstummte.“

„Du bist ja reifig vernünftig gewor- den, Käthe,“ sagte er endlich. „Güt- lich gar nicht gedacht. Du siehst gar nicht so aus, und wenn ich denke, wie Du früher warst, will es mir nicht recht in den Sinn —“

„Was willst Dir nicht in den Sinn?“ Sie war ebenfalls aufgestanden. „Dah- ich Dich frage, was Du arbeitest? Wenn man auch reich ist, soll man doch arbeiten. Du thust das nicht. Du hast nie gearbeitet und wirst nie arbeiten. Und das ist traurig. Wer nichts weiter kennt als die großstädtischen Freu- den, weissen Leben nur aus Genuß be- stehen, der, will ich Dir ganz offen sa- gen, ist in meinen Augen nicht viel werth. — Verzeih, daß ich so rede, ent- schuldig, es kommt plötzlich so über mich,“ fügte sie stotternd hinzu.

Gustav war vor ihr stehen gelieben und harrete sie stumm an.

„Wir kommt Du eigentlich darauf?“

sagte er. „Hat Dich Jemand beauf- tragt, mir Moral zu predigen?“

Sie senkte den Blick zu Boden und schweig. Dann sah sie ihm tief in die Augen, und plötzlich zuckte es über ihr Gesicht, ihr Blick verschleimte sich und sie athmete heftig . . .

Eine leise Ahnung stieg in ihm auf. Im nächsten Augenblick hatte er seinen Arm um sie geschlungen, sie an sich ge- preßt und ihr Gesicht mit unzähligen Küffen bedeckt.

„Käthe, mein liebes Käthechen, was hast Du denn?“ Er hob ihren Kopf em- por und sah in zwei thränenfeuchte, lie- bevolle Augen.

„Sieh — sieh —“ sammelte sie, „wenn sie immer zu Hause über. Dich herzogen und auf Dich schimpfen, dann that mir immer das Herz weh. Aber sie hatten ja recht, und ich konnte Dich nicht verteidigen. Du thust ja wirklich nichts. Du arbeitest ja nicht, Du bringst ja nur das Geld durch. Und ich hätte doch sehr gewünscht, daß Du von allen geachtet und geehrt wirst, daß Du groß da stehst!“

Die Nähe der Weigerung verklärte ihr Gesicht. Sie sah ihn an mit einem Blick voll fragernder Zärtlichkeit, voll vorwurfsvoller Liebe —

Dieser Augenblick hatte einen ande- ren Menschen aus ihm gemacht. Er zog sie fest an sich und küßte sie auf Mund und Augen, sie schlang die Arme um seinen Hals und erwiderte alle seine Zärtlichkeiten.

Am nächsten Tage ging Gustav an die Arbeit. Er holte Zeichenbrett und Reißzeug herbor und entwarf einen Bauplan nach dem anderen. Unter die- sen Plänen besand sich auch einer für eine reizende kleine Villa; aber für wen die bestimmt war, das verriet er kei- nem Menschen. Nur manchmal warf er seiner Käthe einen vielstehenden Blick zu. Den verstand sie wohl und sie lä- chelte.

Und am Nachmittage ging Gustav in einen Juwelierladen und kaufte zwei goldene Ringe, zwei ganz einfache, schmußlose Ringe. Und da ersuhr denn die brave Tante, was passiert war, und ihr Appetit war noch einmal so groß.

Klassisches.

Münchener (als er die Worte der Bal- lade „Der König von Thule“ hört):

„Die Augen gingen ihm über, So oft er trank daraus.“

Dös kenn nur Salvator gewesen sein, was der g'trunken hat.

Im Annoncen-Bureau.

„Zeit vier Wochen geben 'S schon die dritte Annonce auf, daß Ihnen ein Hund in Verlust gerathen — wie kommt denn das, Herr Bleichfinger?“

„'s is a Kreuz! Seitdem meine Mad'l'n Klavier spiel'n, halt's fa Witz mehr aus bei uns.“

Die Kollegen.

Und wenn der Erfolg auch für Dich spricht

Und wenn Dein Verdienst auch unab- weislich

Anerkennen werden sie Dich nicht, Aber ärgern werden sie sich schweißlich!

Eine sorgliche Gattin.

Herr: „Sie haben ja runde Za- schen tücher, Herr Professor.“